Residenztheater München

SIMON STONE BLICKT DURCH HORVÁTH AUF "UNSERE ZEIT"

Altes neu aufgemischt: Unter dem Titel "Unsere Zeit" hat Regisseur Simon Stone Motive aus Ödön von Horváths umfangreichem Theater- und Prosawerk in die Gegenwart katapultiert und am Residenztheater München auf die Bühne gebracht. Ein breites Panoptikum, mit Schlaglichtern auf die letzten Jahre.

Von: Christoph Leibold

Stand: 20.09.2021 |Bildnachweis

"Unsere Zeit" beginnt im Spätsommer 2015. Am Münchner Hauptbahnhof kommen Geflüchtete an, Angela Merkel sagt ihr berühmtes "Wir schaffen das!" Das Stück endet 2021, in der unmittelbaren Gegenwart. In fünf Stunden reiner Spielzeit, plus zwei Pausen, und in Zeitsprüngen von mal ein paar Tagen, mal mehreren Monaten bewegt sich Simon Stones neues Stück, das er geschrieben *und* inszeniert hat, durch die vergangenen sechs Jahre. Unterwegs greift er die beherrschenden Themen dieser Zeit auf: die #MeToo-Debatte, die Corona-Krise samt Lockdown natürlich und vor allem den Rechtsruck eines Teils der Gesellschaft als Reaktion auf die sogenannte "Flüchtlingskrise".

IM VERGLEICH MIT HORVÁTH ZIEHT STONE DEN KÜRZEREN

Das Figuren-Universum von Ödön von Horváth, der Stone zu diesem Auftragswerk für das Münchner Residenztheater inspiriert hat, wird bevölkert von kleinen Angestellten, Arbeitslosen, den berühmten Horváth-Fräuleins, Strizzis und verkrachten Existenzen. Ein Kosmos, aus dem Simon Stone – anders als in früheren Arbeiten, etwa "Hotel Strindberg" am Wiener Burgtheater – nicht einzelne Charaktere herausgenommen und für die Gegenwart neu erzählt hat. Stattdessen unternahm er diesmal den Versuch, mit Horváths Augen auf diese unsere Gegenwart zu blicken und Figuren neu zu schaffen, aber so wie auch Horváth sie heute womöglich gestaltete hätte, wäre er unser Zeitgenosse. Ein ambitioniertes Vorhaben. Stone scheitert nicht daran, dazu ist er als Autor zu gut. Aber am Ende steckt doch weit mehr Stone als Horváth in "Unsere Zeit", und im Vergleich mit dem berühmten Vorlagengeber zieht Stone dann doch den Kürzeren.

PROBLEMZONE TANKSTELLE

Stone lässt sein Stückpersonal in einem Tankstellenshop auftreten, den Bühnenbildnerin Blanca Añon mit detailversessener Realismus-Treue auf die Bühne des Münchner Residenztheaters gestellt hat. Zwischen Regalen, bestückt mit Snacks und Zigaretten, Bistrobereich samt Kaffeeautomat sowie Kühlvitrinen voller Bier und Softdrinks, treffen aufeinander: eine junge Friseurin, die von einem eigenen Salon träumt, ihn auch bekommt und im Lockdown wieder verliert. Ein geflüchteter Juraprofessor aus dem Irak, der erst als Schwarzarbeiter auf dem Bau ausgebeutet wird und später als Beschäftigter im Tankstellenladen ein Auskommen findet. Ein Bauunternehmer am Rande der Pleite. Der Tankstellenmanager, der seine Übergriffigkeit gegenüber Mitarbeiterinnen in freundliche Jovialität packt. Ein DHL-Bote, der seinen Job verliert. Und einige Figuren mehr. In dem arbeitslosen Paketzusteller kann man einen Wiedergänger des abgebauten Chauffeurs Kasimir aus Ödon von Horvaths "Kasimir und Karoline" erkennen. Aber solche Eins-zu-Eins-Entsprechungen sind, wie gesagt, die Ausnahme. Und während Horváths Kasimir "nur" ein Auto knackt, richtet sein Pendant bei Simon Stone aus Ausländerhass ein Blutbad in der Tankstelle an.

GEFÄLLIGE DIAGNOSE, ENGE DENKRÄUME

Wie Horváth interessiert sich Simon Stone für die Abgründe, die sich in Menschen auftun, wenn sie unter den Druck der Verhältnisse geraten. Horváth allerdings schrieb in einem verknappten Kunstdialekt, Wesentliches ereignet sich bei ihm zwischen den Worten, in verräterischem Schweigen. Dieser Sprachökonomie steht bei Stone Üppigkeit gegenüber. Statt artifiziellem Idiom: Drehbuchrealismus. Statt Reduktion: ein Rededrang der Figuren, der nichts unausgesprochen lässt. Dazu Drastik, großes Gefühlskino, immer wieder untermalt von düsterem Streichersound. Keine Frage, Simon Stone beherrscht Dialog-Handwerk und Dramaturgie; verwebt gekonnt verschiedene Handlungsstränge; weiß, wann er das Tempo anziehen und wann er es wieder herausnehmen muss. Die Effektsicherheit, mit der er inszeniert, bewirkt aber auch, dass die Zeitdiagnose, die er anstrebt, allzu gefällig und leicht konsumierbar daherkommt. Vor allem gegen Ende befällt seine Figuren ein Bekenntniseifer, in dem auch ihre allerletzten Geheimnisse gelüftet werden. Mehr Mut zu Leerstellen nach dem Vorbild Ödön von Horváths hätte da deutlich größere Denkräume eröffnet.

*Die Theaterkritik von Christoph Leibold zur Premiere am Münchner Residenztheater lief in der KulturWelt, die Sie **hier** nachhören können.*

BILDNACHWEIS